Zeitschrift: Jahresberichte der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft in Zürich

Band: 11 (1910-1911)

Artikel: Das Linthwerk und seine Schöpfer : eine geographisch-kulturhistorische Betrachtung zur Erinnerung an die Eröffnung des Linthkanals vor hundert Jahren

Autor: Becker, Fridolin

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-12328

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Linthwerk und seine Schöpfer.

Eine geographisch-kulturhistorische Betrachtung zur Erinnerung an die Eröffnung des Linthkanals vor hundert Jahren.*)

Von Fridolin Becker, Prof.

Vor zwölf Jahren begingen wir in Zürich eine hundertjährige Gedächtnis an Kriege und Schlachten. Im Frühjahr 1799 war im Kampfe der zweiten Koalition gegen Frankreich die Schweiz mit Süddeutschland und Oberitalien Kriegsschauplatz geworden. Vom Bodensee und von Graubünden her drangen im Kampfe gegen die in der Schweiz stehenden Franzosen die Österreicher in unser Land. An der Walensee-Linth-Limmatlinie sollte der Kampf zum Austrag kommen. In den Tagen des 3., 4. und 5. Juni 1799 hatten die Kanonen in der „ersten Schlacht bei Zürich" um die Höhen der Stadt gedonnert; die Franzosen waren an das linke Ufer der Limmat hinüber gedrängt worden. Die Entscheidung fiel aber erst am 2. September des gleichen Jahres mit der „zweiten Schlacht bei Zürich" und den gleichzeitigen Gefechten in der untern Linthgegend. Die Franzosen hatten im Kampfe gegen die vor ihnen stehenden Russen, welche die Österreicher zum Teil abgelöst hatten, sich wieder in den Besitz der strategisch so wichtigen Linie Sargans-Weesen-Zürich-Brugg-Koblenz und damit der Ostschweiz gesetzt. An der Linth, in der Nähe der noch stehenden St. Sebastianskapelle bei Schänis, fiel der aus Richterswil gebürtige, in österreichischen Diensten stehende Feldmarschall-Leutenant Friedrich Hotze.

Mögen auch Kanonendonner, einschlagende Kugeln und fliessendes Blut die Bevölkerung aus ihrer Ruhe aufscheuchen, erschrecken, erschüttern — sie vergisst es wieder und um so gründlicher, je länger nachher wieder Friede geherrscht hat. Kriegerische Stimmung erlischt, Soldatenruhm verblasst; in solchen Kämpfen wird mehr zerstört als aufgebaut und, wo aus dem Sturm ein Segen

---

*) Vortrag, gehalten an der Hauptversammlung der geographisch-ethnographischen Gesellschaft Zürich vom 17. Mai 1911.

erwachsen ist — gereinigte und höher entwickelte politische Zustände — da denkt man lieber an den aufgegangenen Sonnenschein, als an das vergangene Gewitter. Mit doppeltem Eifer wendet sich das Volk wieder der Arbeit des Friedens, dem neuen Erwerbe zu. Man will leben. Fielen auch nach 1799 noch etwa Schüsse, fallen sie heute noch gelegentlich, so galten und gelten sie mehr innern politischen und wirtschaftlichen Kämpfen, als grossem Kriege. Sie gelten auch etwa, als Sprengschüsse an sperrenden Felsen, dem Kampfe gegen die Natur unseres heimischen Bodens.

In einen grossen *Kampfplatz der Natur und der Völker* führt uns die Erinnerung an den Bau des Linthwerkes.

Vom Gotthard verläuft ein Gebirgszug, der das zentrale Aare-Reussgebiet vom östlichen Rheingebiet scheidet, in nordöstlicher Richtung nach dem Bodensee. Dieser Gebirgszug gabelt sich im Tödi, einerseits über den Glärnisch nach dem Speer und Alpstein hin, anderseits über den Vorab und die grauen Hörner nach dem Gonzen und Falknis. Die zwei Zweige schliessen die Täler der Linth und der Seez ein und sind geschnitten durch zwei Taltiefen, die von Ziegelbrücke und von Sargans, die selber wieder verbunden sind durch einen langen, im Laufe der Zeiten zur Hälfte ausgefüllten See. Der Punkt, wo der See näher ans Haupttal heranreichte und sperren half, ist der wichtigere geworden; er war als ein *Abschnitt* gekennzeichnet und so wurde auch der Bergzug (Gotthard-)Tödi-Glärnisch-Speer-Säntis zum Völker- und Länderscheidenden. Das obere Linthgebiet mit den Tälern der Seez fiel zum Rheingebiet; die Grenze, welche die West- und Nordvölker von den Ost- und Südvölkern schied, ging über das Defile am Ausgang des Walensees. So weit wir sichere Kunde von den frühern Bewohnern der Mittel- und der Ostschweiz haben, hausten westlich der Linie Gotthard-Speer-Rheinmündung die Helveter, östlich derselben die Rhätier. Neuere anthropologische Forschungen bestätigen das. Der Durchpass von Rhätien nach Helvetien ging durch das Defile von Ziegelbrücke; an diesem Abschluss, der gleichzeitig eine Öffnung war, mussten die Völkerwogen branden. Er verlor eine Zeit lang seinen Charakter als Grenze, als Rom im Jahre 15 vor Chr. Helvetien und bald darauf auch Rhätien eroberte, wobei bemerkenswert ist, dass Helvetien von Gallien, also von Westen aus, das Walenseegebiet von Osten aus erobert wurde. Hier schloss sich die Zange.

Ein Handelsweg ging nun über Weesen, zugleich eine Heerstrasse, zu deren Deckung feste Werke, wie auf dem Biberlikopf, und längs deren Lager, castries, angelegt wurden, wie im „Gaster".

Der Walensee, der See der Walen-Wälschen, stand damals in seinem Niveau tiefer als heute. Bis zu 3 m unter dem jetzigen Wasserspiegel hat man in alten Linthgeschieben an seinen Ufern römische Mauerüberreste gefunden.

Durch die Pforte von Weesen drang auch einmal ein anderer grosser Wanderer, der linke Arm des alten Rheingletschers und der Rheinstrom selber, die zwei grossen Werkmeister des Ostens am Ausbau unseres Landes.

An der Kette vom Tödi über Glärnisch, Schäniserberg und Säntis stösst sich auch unser Blick von Zürich aus gegen Süden und Osten. Am Fusse dieser Linie musste dem Ausschreiten des Volkes ein Halt sich bieten. Da enden in ihrer Natur verschiedene Gebiete; da mussten sich im Aufeinanderstossen der Völkerschaften, im Aneinanderwohnen und -leben Geschehnisse ereignen.

Die Pforte von Weesen hat einen ausgesprochenen topographisch-geographischen Charakter, demzufolge sie eben je und je eine grosse historisch-ethnographische Bedeutung erhielt und sie auch noch in der heutigen Zeit besitzt. Im geschützten Weesen grüsst uns mit Kastanie, Weinstock und Feige der Süden; der warme „Rheinwind" und der Föhn reifen sie aus. Aber auch kalt und rauh streichen Nord- und Westwind über die offene Talebene des untern Linthtales und erschweren die Siedelung. Da kämpfen zwei Naturgewalten um die Herrschaft; da rang die alte rhätoromanische Sprache mit dem alamannischen Idiom; da stritten sich die ältesten Anwohner um den Besitz des Bodens und des Schlüssels zum Lande, bis hinab zu den Österreichern und Eidgenossen und den modernen Kämpfern im Verkehrs- und Erwerbsleben. Die links des Linthkanals wohnenden Glarner von heute wünschen den zukünftigen grossen Bahnhof der Ostalpenbahn ans linke Ufer; die Weesner und St. Galler möchten ihn am rechten behalten. Da wird der Verkehr selber in seiner Unparteilichkeit und Macht den letzten Spruch fällen.

Zürichsee und Walensee hingen einmal zusammen. Beide standen in ihrem Spiegel wohl einst noch niedriger, als heute der Zürichsee steht, dessen Abfluss die Sihl mit ihrem Delta staute.

Die Linth mit den Bächen der March und des Gasters haben den alten langen See unterbunden. Einmal die feste Barre geschaffen, haben die Linthgeschiebe den Walensee noch weiter gestaut, so dass sich sein Spiegel allmälig bis zu 14 m über den des Zürichsees hob. Diese Hebung hätte ohne Linthkorrektion fortgedauert. Der alte Name Uranen der beiden Urnen, der wie in Uri-Uren-Urania vom rhätoromanischen Ur, ora, Rand, Küste, herstammen soll, scheint darauf hinzuweisen, dass sie einst Küstenorte waren.

Mochte vielleicht die Trennung von Zürichsee und Walensee schon erfolgt sein, bevor sich die Siedelungen von Ober- und Niederurnen bildeten, so standen diese doch an einem Rande, am Saum zwischen dem waldbedeckten Bergfuss und dem mit Geschiebe gefüllten, durch Wasserarme und Tümpel geteilten Talboden. Ein solcher Boden, der schwer zu überschreiten war, wo man nirgends eine feste Brücke bauen oder eine bleibende Furt erhalten konnte, bildete auch eine Absperrung, eine noch festere Sperre als ein ruhiger Seespiegel, über den ein Kahn in freier Fahrt gleitet. Die Wildnis des Talbodens zwischen Hirzli und Schäniserberg, die man nur am Fusse der durch Runsen und Steinschlag gefährdeten Steilhänge über schlechte Wege mühsam begehen konnte, bildete einen Abschluss des glarnerischen Linthtales, der besser schloss als es ein See hätte tun können. Ober- und Niederurnen gehörten denn auch zuerst nicht zum obern Amte Glarus, sondern zum niedern, zu dem auch das Gaster gehörte. Wohl besserten sich allmälig Weg und Steg und die Kultur eroberte auch immer mehr den Talboden, sodass, nachdem die alten Eichen gefallen, sich der Wiesbau mit Obstbäumen ausdehnte. Der Boden wurde ertragreicher und wertvoller und schon alt mag das Bestreben gewesen sein, den Talfluss, der von Näfels an schiffbar war, durch Eindämmungen in seinem Laufe zu erhalten. Die Handelswaaren wurden von Näfels an, dem alten „Navalia“, wo die Schifflände lag, auf dem Flusse transportiert, mit durchgehender Fahrt bis nach dem Rhein hinunter. Der Ausfluss des Walensees, die Weesner Linth oder Maag, war nicht schiffbar und die alten Römer mussten ihre Waaren in Weesen umladen und auf dem Landwege nach Ziegelbrücke führen, wo sie wieder auf das Wasser gesetzt wurden.

So haben wir uns also das alte Glarnerland als ein Tal oder Talsystem vorzustellen, das unterhalb Näfels gegen Norden ab-

geschlossen war durch eine Talebene, die in ihrem Urzustande schwer zu durchschreiten gewesen war, wo im wesentlichen die Gewässer schalteten und walteten und der Mensch sich nur im Kampfe allmälig einen Durchpass nach Norden eroberte, während ein viel bequemerer Zugang ins Linthtal von Osten her über die Terrassen des Kerenzerberges nach Beglingen und Mollis offen war und aus dem Rheingebiet auch über die Berge her solche Zugänge bestunden. Wie es ja so häufig — wo der Naturzustand erhalten blieb, fast regelmässig — vorkommt, lag der Riegel des Bergtales nicht am Passe oben, in der Höhe, sondern in der Tiefe, wo etwa wegen der stärkern Sägekraft des Flusses Schluchten und Tobel sich bilden oder wo, am Austritt aus den Bergen in die Ebene, sich das Gefälle so vermindert, dass der Fluss seine Geschiebe nicht mehr zu fördern vermag und es dann in weiten wüsten Flächen ablagert, in denen wilder Wald und Gestrüpp noch sperren, was frei geblieben.

Der gleiche Riegel, der nach Norden das Tal der Linth abschloss, sperrte auch das Tal des Walensees gegen Westen, sodass das Linthtal oder Glarnerland mit dem Gebiete von Weesen und dem Walensee gemeinsam gegen Norden und Westen geschlossen waren. Anderseits waren sie aber auch durch den gleichen Riegel getrennt, sodass sie nicht zusammen kommen konnten. Die beiden gemeinsame Grenze gegen Westen und Norden und damit die Scheide zwischen West und Nord einerseits, Ost und Süd anderseits, lag in der Talfurche zwischen Hirzli und Schäniserberg. Wir haben auch heute, wenn wir diese Stelle durchschreiten, den Eindruck, neues Land zu schauen und zu betreten, in beiden Richtungen, aufwärts und abwärts. Wir stehen an der ausgesprochensten Grenze, an der Grenze zwischen Gebirg und hügeligem Vorland oder Ebene.

Wo die Natur einen Riegel geschaffen, da sucht der Mensch ihn auch noch künstlich zu festigen, um die Verhältnisse zu erhalten und zu behüten, die durch das Walten der Natur bedingt sind. Man will sich noch fester in den Boden einbohren, in ihm eindeckeln, aus dem man gewachsen ist. Das namentlich, wenn Gefahr besteht, dass man ihn verliere. Vom dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an drängten von Norden her alamannische Stämme immer mehr gegen Süden. So auch gegen das Glarner-

land heran. Vor ihnen her musste die römische Herrschaft immer mehr zurückweichen, vom Main an den Rhein und vom Rhein an den Nordfuss des Gebirges, bis zuletzt über das Gebirge selbst. Sei es, dass die Rhätoromanen im Linthtale es aus eigenem Selbsterhaltungstrieb taten, sei es, dass ihre Beherrscher einen Grenzschutz für ihr Reich schaffen wollten, wurde etwa um's Jahr 300 an der Stelle, wo im glarnerischen Unterland die Berge am nächsten zusammentreten, eine „Letzi" quer durch das Tal aufgeführt, eine gewaltige, auf Buchenpfählen ruhende Mauer mit Vorgraben, von der man noch heute die Reste sieht. Das Absperrungssystem war ergänzt durch eine ähnliche Mauer bei Maseldrangen im Gaster und bei Masans unterhalb Chur.

Aber auch diese künstliche Sperre der Letzimauer von Näfels hielt nicht auf alle Zeiten. Die ungestümen Alamannen durchbrachen sie und setzten sich in den Tälern der Linth. Die Reihe, sich zu wehren, kam nun an sie, nicht gegen andere Völker, aber gegen andere Abkömmlinge des eigenen Stammes. Der große Existenzkampf zwischen Süd- und Nordvolk war ausgefochten; jetzt kam der Interessenkampf zwischen West- und Oststämmen. Um die Pässe und Täler des Reussgebietes hatte sich die junge Eidgenossenschaft gebildet und allmählig auch nach der Ebene hinaus Glieder an sich gezogen. Das ging gegen die Macht des österreichischen Hauses Habsburg. Die letzte Entscheidung im entbrannten Kampfe zwischen der Schweiz und Österreich fiel an der gleichen denkwürdigen Stelle, an der alten Völkerscheide am Hirzli, im untern Linthtale, bei Näfels und bei Weesen. Das alte feste Städtchen am Westende des Walensees war die letzte Vorwache der Österreicher — und man muß es sagen, eine treue — gewesen, wie es als das noch ältere „guescha" = Wache schon den Rhätoromanen eine solche war.

Um Weesen, als dem Schlüssel der Strasse aus der Mittelschweiz und aus dem Norden nach der Ost- und Südschweiz und nach Italien, kämpften die Zürcher, Schwyzer, St. Galler und Glarner zum Teil miteinander gegen Österreich, zum Teil unter sich selbst. Wie die Zürcher nach dem Besitz der Straße nach Chur mit den Orten Rapperswil, Uznach, Weesen, Walenstadt, Mels und Ragaz trachteten, so wollten auch die Schwyzer an diese Strasse kommen und sie beherrschen und ausbeuten. Der wichtigste

Punkt an ihr war Weesen. Mit diesem festen Platze vor ihrem Talausgange hatten auch die Glarner immer zu schaffen und Ruhe bekamen sie erst, als, zwei Tage nach der Schlacht bei Näfels, die Trutzfeste am See in Flammen aufging.

Nun wurde es lange stille; die Staatsgrenze wurde an den mächtigen Rhein und die hohe Alpenkette des Rhätikon hinausgeschoben; der politische Streit ruhte. Aber der wirtschaftliche Kampf — der normale und immerdauernde Lebenskampf der Völker- wurde und wird immer lebendiger. In *diesem* Kampfe wird Weesen seine alte Bedeutung behalten und neu gewinnen. Es wird wieder erwachen als Tor einer grossen Strasse aus der Nord- und Westschweiz in die Ost- und Südschweiz, von Frankreich nach Österreich und von Deutschland nach Italien, einer Doppel- oder dreifachen Strasse, der eigentlichen Landstrasse Zürich-Chur, der großen Eisenbahn Paris-Orient und Ostende-Brindisi und der wieder erwachenden Wasserstrasse Holland-Walenstadt mit ihrer einstigen Fortsetzung bis an den Fuss des Hochgebirges selbst und — wer weiss — doch noch einmal über seinen tiefsten Einschnitt, den Lukmanier, hinüber in's Pogebiet und an die Adria. In Verkehrsfragen kann man nie Optimist genug sein. Was oder wer allein hat wirklich die Welt erobert, als der Verkehr? Und hat nicht einzig er alle Schwierigkeiten überwunden, die sich ihm in den Weg stellten? Er ist das Leben der Welt, unaufhaltsam, immer aus sich neues Leben und neue Kraft gebärend.

Für die Zeiten der Alpenwasserstrasse brauchen wir heute noch nicht vorzusorgen. Aber der Tag wird kommen und in nicht allzulanger Spanne, wo wir mit der Gestaltung der Bahnhofsverhältnisse in Ziegelbrücke und Weesen besser als heute erkennen werden, was wir dem Ausbau einer Bahnhofanlage an einem Schlüsselpunkte einer grossen mitteleuropäischen Verkehrsstrasse schuldig sind, der gleichzeitig auch wichtiger strategischer Punkt in unserem Lande ist, wie er es zu Zeiten der Römer und der österreichischen Herrschaft war. Mögen auch andere Zeiten andere Verhältnisse bringen; hier aber dürfte der alte Scharfblick der Römer und der Instinkt der Österreicher auch uns die Augen öffnen.

Wir sind bei dieser geographisch-historischen Betrachtung länger stehen geblieben, als es eigentlich zum Thema gehört hätte, weil es uns scheint, dass unter solchen Betrachtungen auch das

Linthwerk in einem ganz anderen Lichte sich darbiete, als in dem, in welchem wir es gewöhnlich sehen. Es wächst aus einem andern Boden heraus und in einen weiteren Raum und in eine grössere Zeit hinaus. Es war ja zunächst ein Rettungswerk, zur Erlösung einer gewissen Landesgegend mit ihrer Bevölkerung aus höchster Not, vor dem sicheren Untergang. Aber es war auch ein Landes- und Völkerwerk, die Tat einer Zeit, und darin sehe und messe ich die Grösse des Mannes, der das Werk durchgeführt und des Landes, das ihm dabei geholfen, dass er in seinem staatsmännischen, über das gewöhnliche Mass der Einsicht weit hinausgehenden Einsehen tief erkannt hat, um wie viel mehr noch als nur um die Entsumpfung einer einzelnen Gegend es sich gehandelt, und dass ihm, der sonst mit seinen eigenen politischen Anschauungen bei den Mitbürgern oft auf Widerspruch stiess, das Volk im Vertrauen folgte. Da trieb er praktische Politik, auf ächtesten Patriotismus gegründete und weit ausschauende, die der Wiederherstellung und neuen höheren Entwicklung wirtschaftlich-ethischer Zustände, aus denen allein höhere politische Kraft erspriessen kann.

Unser Land hat von der Natur eine besondere Mission zugeteilt erhalten: die Entwicklung des friedlichen Verkehrs der Völker Europas zu fördern, seine Tore offen zu halten und noch weiter zu öffnen, wo die Völker durch diese zu friedlichem Austausch materieller und ideeller Güter sich die Hände reichen wollen, aber auch im Besitz und durch kräftigen Schutz der eigenen Freiheit und Unabhängigkeit das Schloss sicher zu bewahren, dass niemand anders sich seiner bemächtige, oder es zerstöre, und, wo die Völker im Streite aneinandergeraten wollen, sie auseinander zu halten. Dazu muss es gesund sein an Leib und Seele, frei im Geist und stark in der Faust, ohne Geschwüre am Körper und Wehe im Herzen. Schäden müssen geheilt werden und wo die Natur noch gut ist, kann es aus dieser heraus geschehen. Wohl keiner, wie der Hauptschöpfer des Linthwerkes, *Hans Conrad Escher* von Zürich, hat zu seiner Zeit klarer erkannt, welches die Aufgaben des Schweizervolkes unter den Völkern Europas ist und mag er sich darüber auch nicht näher oder präziser ausgesprochen haben — er hat es geahnt, was die Durchführung des Linthwerkes als Landeswerk hiess und dieses innere Empfinden

hat ihm den Schwung und die Kraft gegeben, das Werk trotz der Ungunst der Zeiten so erfolgreich durchzuführen.*)

Aber auch dem Lande, dem Staate und Volke von damals sei Ehre! Traurig waren die Zeiten. Der alte Schweizergeist schien erstorben, die alte Kraft gebrochen. Fremde Heere wälzten sich durch unser Land; an seinen Marken rüttelte der Sturm europäischer Kriege. Rückgang der Industrien, Hungersnöte zehrten am Volk. Ein furchtbarer Bergsturz, der von Goldau, schien dem Volke zu sagen, dass auch seine Berge ihm treulos werden und den Schutz versagen. Ein fremder Herrscher rührte an die Freiheit, das höchste nationale Gut. Aber aus der tiefsten Not heraus tat das Schweizervolk sein Rettungswerk an der Linth, aus seiner noch in der Tiefe lebenden Kraft, und am Werke hob es seinen Mut und fand es seinen Glauben an sich selber wieder. So erscheint das Linthwerk als ein Stück Leben unseres Volkes, als ein grosser Akt in Zeit und Raum, als ein Bild und eine Episode in seiner Geographie und seiner Geschichte, als Friedenstat so leuchtend, wie eine Freiheitsschlacht im Kriege.

Das Linthwerk ist das erste grosse Nationalwerk der Schweiz. Es war eine Probe auf ihre innere Kraft und ihr Bundesbewusstsein. Der sie geleitet hat, war Hans Conrad Escher. Er war Staatsmann. Als zürcherischer Staatsrat hätte er reiche Gelegenheit gehabt, staatsmännische Arbeit zu tun. Man verstand ihn aber nicht immer. Er sagte einmal, er wolle lieber an der Linth oben Sümpfe abgraben, als in Zürich regieren. Gab es damals auch noch keine Streiker, die einer Regierung Molesten machen konnten, so gab es an der Linth droben vielleicht noch ärgere Gesellen — sie warfen einem Oberaufseher, Major Zwicky von Mollis, auch einmal die Hacke nach —, aber er wußte, wo es nachhaltigere Arbeit zu verrichten gab, die tiefer ging und schwieriger war, als die Verwaltung und Führung eines geordneten Staatswesens.

---

*) Auf einer Studie Eschers beruhte auch der Bericht des eidgenössischen Oberstquartiermeisters Finsler aus Zürich über die wünschbare Gestaltung der Schweizergrenze, wie die Mächte des Wienerkongresses darüber von der Schweiz einen Vorschlag eingefordert hatten. Da hatte Escher bewiesen, wie klar der Staatsmann, Techniker und Geograph auch über militärische Dinge zu urteilen vermochte. Militärische Erkenntnis ist im Grunde nichts anderes als auf bestimmte Phasen und Handlungen gerichtete politische Erkenntnis.

Da galt es, mit einer Tat in die Zeit und in den Boden zu greifen, durch Umschaffung des Bodens, des heimatlichen Grundes, die Bevölkerung einer ganzen Landesgegend zu gesunden, damit am Körper des ganzen Landes und Volkes eine Wunde zu heilen, und, was noch mehr war, die Geister zu sammeln und die Seelen zu stärken zu einer guten grossen Tat des Schweizervolkes. So erscheint das Linthwerk als ein grosses Werk der Volkserziehung. Aus der Wärme des Herzens, das die Strahlen der Sonne aufgesogen, die über seiner sonst so schönen schweizerischen Heimat schien, entsprang die Kraft, das Feuer des edeln Geistes, der das Rettungs- und Erziehungswerk anhob und leitete, und diese Wärme hielt an, wenn auch der Moderdunst kältete, der schwache Arbeiter versagte oder die böse Linth mit neuen Schwällen das kaum gebaute Wehr niederriss. Aus der Wärme quoll wieder Wärme und das Werk wurde fertig, wurde ein gesegnetes.

War das Linthwerk das erste grosse Nationalwerk, so war es auch — und das scheint nun etwas prosaisch — das erste schweizerische Aktienunternehmen. Ja haben denn nicht der Bund und die Kantone und die Gemeinden, unterstützt durch private Wohltäter und Interessenten, das nötige Geld zusammengesteuert? wird mancher fragen. Ja der Bund und die Kantone und die Gemeinden! die waren selbst an finanziellen Mitteln arm genug. Schlechte Zeiten überall, am schlechtesten wohl im Kanton Glarus selbst. In diesem Kanton hatte sich im 18ten Jahrhundert eine neue Industrie, diejenige der Baumwolle in all' ihren Zweigen, Spinnerei, Zwirnerei, Weberei, Färberei und Druckerei, Wattenmacherei etc. entwickelt und das Erwerbsleben umgestaltet, was ein rasches wirtschaftliches Aufblühen zur Folge hatte, aber auch einen starken Holzverbrauch mit sich brachte. Zum eigenen Bedarf kam noch die Holzausfuhr nach Holland, die gerade durch den Baumwollhandel nach jenen Gegenden angeregt wurde. Für diese Holländer wurden ganze Wälder zusammengehauen, wie sie selbst ja einmal auch die Felsriffe des Rheinfalls sprengen wollten, um die Stämme aus den bayrischen und vorarlbergischen Wäldern ungehindert rheinabwärts flössen zu können. Die Bregenzeraach erzählt in ihren Verwüstungen heute noch davon.

Der Raub an den Wäldern, ohne dabei sorgsam umzugehen und die abgeholzten Flächen neu aufzuforsten — man war damals

noch gewohnt, vom Boden nur zu nehmen, ohne ihn auch zu pflegen — musste sich rächen. Eine Verwüstung der Hänge und der Talböden war die Folge. Schreckliche Verheerungen durch Rüfen und Schlipfe und durch die mit ihrem Schutte belasteten Talgewässer gingen über das Land. Wenn der Kanton Glarus in den Siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts ein für die ganze Schweiz vorbildlich gewordenes Forstgesetz erliess, so hatte er es wohl auch getan in der im Volke lebendig gebliebenen Erinnerung, namentlich an die furchtbaren Wassernöte der Jahre 1762 und 64, wo, wie im Juni des vergangenen Jahres 1910, ungewöhnlich schwere Regenfälle auf noch vorhandene grosse Schneemassen niedergingen.

Vom Hochwasser von 1764 wurde die damals im ebenen Talboden stehende reformierte Kirche von Linthal weggerissen. Eine später beim Ausgraben des Weihers zu den Kunzischen Fabriken gefundene kleine Glocke läutet heute auf Braunwald zu Gebet und Predigt. Eine Predigt für sich, zu den Menschen, die an Bergwassern wohnen.

Zu den entsetzlichen Wasserverheerungen im Linthtal, die Millionenschaden brachten, kam ein Niedergang der Industrie mit langer Verdienstlosigkeit, die für die Einwohner, die sich auf den neuen Verdienst eingerichtet hatten, besonders drückend wurde; dazu eine böse Kartoffelkrankheit. Was noch etwa übrig geblieben, wurde aufgezehrt durch die verhungerten Schaaren fremder Heere, die in den Jahren 1798 und 1799 das Land durchzogen. Das Elend war so gross, dass man in einzelnen Gemeinden die Kinder auf die Weide führte, um sie an Gräsern und Wurzeln zu laben. Man führte sie auch in Schaaren fort in andere Gegenden, in der Schweiz herum und in's Schwabenland hinaus. Einzig aus dem „Grosstal“, dem Linthtal von Schwanden aufwärts, wurden über 500 Kinder weggeführt. Da gab das Volk sein Blut weg.

Noch schrecklicher waren die Zustände im Unterland. Da war, wo der Boden schon verwüstet war, auch die Luft, die in den Tälern drin wenigstens noch gut war, verpestet und alles faulte. *Ein* Sumpf erstreckte sich von Näfels und Oberurnen bis zum Walensee und von diesem bis zum Zürichsee und weit aufwärts ins Seeztal. Das auf einem hohen Felsen stehende Schloss Gräplang bei Flums musste wegen der aufsteigenden Fieberdünste ver-

lassen werden. Das „kalte Fieber“, auch „Faulfieber“, wie man es nannte, die Malaria in schärfster Form, nistete sich ein und zehrte in der Gesundheit und am Leben der Bevölkerung. Die Bewohner der Niederung starben um ein Jahrzent früher, als die der Höhen. Aber auch der Kerenzerberg blieb nicht frei. Der ganze weite Talboden, früher ein liebliches Wiesgelände mit Mais- und Kartoffeläckern, war aufgegeben, ertrags- und herrenlos geworden und der bleiche Tod fuhr über ihn weg. Eine Bevölkerung von über 16 000 Köpfen ging dem physischen und moralischen Untergang entgegen. Ein grösseres Elend hat das Schweizerland nie gesehen, dauerten die schrecklichen Zustände ja nicht nur Jahre, sondern Menschenalter durch. Noch heute sind in der Bevölkerung der am meisten betroffenen Gebiete nicht alle Spuren verwischt.

Die Glarnerlinth floss früher nicht in den Walensee, sondern in regellosem, wenn auch ziemlich gestrecktem Laufe mitten durch den Talboden von Näfels direkt gegen die Ziegelbrücke hin. Die langgestreckten Weiher der dortigen Fabriken weisen noch ihren Lauf. Von Niederurnen an war sie durch die Wildbäche der linken Talseite, namentlich den Urnerbach, an den Fuss des Schäniserberges getrieben und dort zwischen Schuttkegel und Bergfuss festgehalten, so dass sich dieser Punkt von jeher als Übergangspunkt oder Brückenstelle eignete. Dort gabelte sich auch der alte Römerweg nach der Mittel- und der Ostschweiz. Die Ziegelbrücke, eine alte Zollbrücke, hat ihren Namen von römischen Ziegeln, die man in ihrer Nähe gefunden, wie man dort auch ein Bronzeschwert und eine römische Statuette ausgrub. Oberhalb dieser Brücke mündete die „Weesnerlinth“ oder „Maag“ als Ausfluss des Walensees, in die Glarnerlinth; ihr alter Lauf ist heute noch erkennbar und man kann aus den Höhen der Wasserstände im alten Maaggraben und in der heutigen Linth, wenn man damit die Höhe der Landstrasse vergleicht, auf der zur Zeit der Überschwemmungen die Schiffe fuhren, sich eine Vorstellung der gewaltigen Änderungen zwischen ehemals und heute machen.

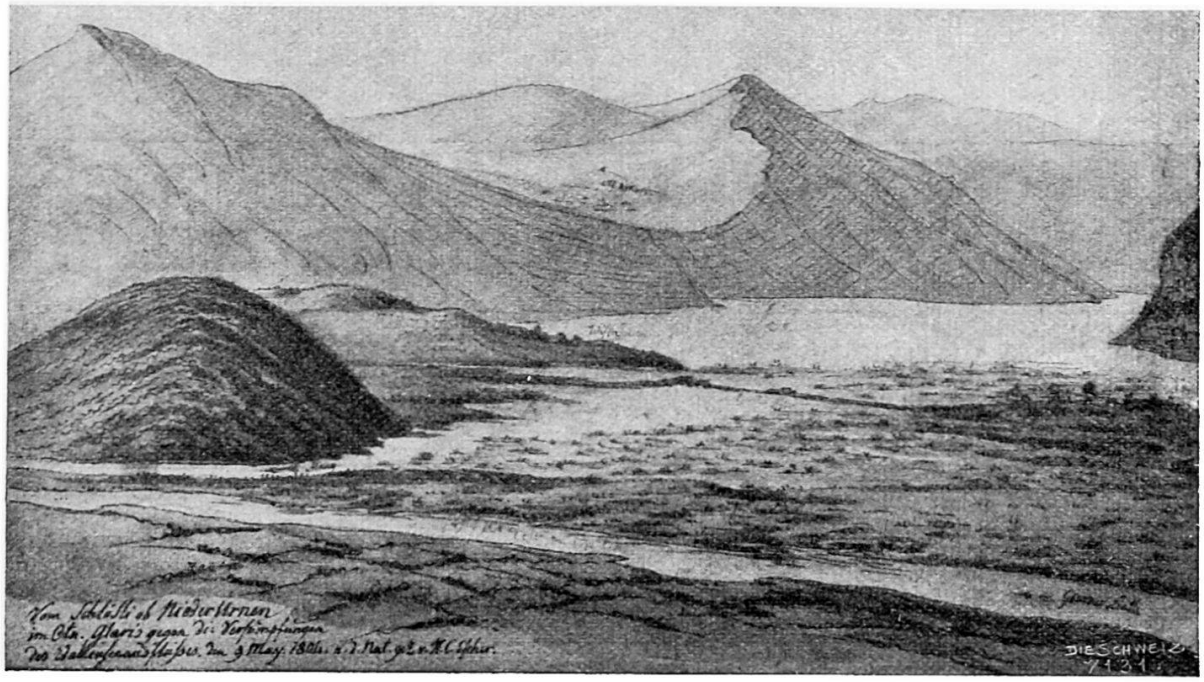
Von der Ziegelbrücke an floss die vereinigte Linth in vielen Windungen, die heute noch in den mit Stauden und Wald besetzten Schachen sich abzeichnen, in nordwestlicher Richtung bis an den Fuss des obern Buchberges oder Benknerbüchels (siehe Karte), um dann vom „Giessen“ an in einem grossen Bogen und in ge-

trennten Armen, von denen einer der Schiffahrt diente, gegen den untern Buchberg auszubiegen, um schliesslich dessen Südfuss folgend wieder vereinigt der „Grynau“ (Grienau) zuzufliessen. Diese alten Arme sind in der sog. „kleinen Linth“ und in der „Spettlinth“ noch erhalten. Von der Grynau ging der Lauf ungefähr in der jetzigen Richtung dem Zürichsee zu.

Ein Hindernis bot sich dem Lauf des Flusses und damit seiner eigenen Vertiefung vom Zürichsee an rückwärts und aufwärts gegen Näfels in einem Nagelfluhriffe, das vom Fuss des Schäniserberges an sich unter der Talsohle quer zum Fluss erstreckt und das, wenn auch etwas weggesprengt, heute noch das Passieren mit tiefergehenden Booten verunmöglicht.

Das Linthtal hat in seiner Sohle oberhalb Näfels noch ein Gefälle von 5 ‰; dann vermindert sich das Gefälle bis auf 3,1 ‰, von der Ziegelbrücke an sogar bis auf 1,6 ‰. Das Geschiebe, das sich vom Oberlauf her successive verkleinert hatte, wäre aber immer noch bis zu einem gewissen Grade beweglich gewesen, um weiter wandern zu können. Schuld am Liegenlassen der Linthgeschiebe trug mehr als die verminderte Stosskraft des Linthwassers der wilde Niederurnerbach mit seinen Ablagerungen, die der Linth gegenüber wie ein Stöpsel wirkten. Diese liess daher ihr Geschiebe liegen und erhöhte ihr eigenes Bett immer mehr, wobei man durch Wuhre ihren seitlichen Ausbrüchen zu wehren suchte. Diese Erhöhung betrug in der Gegend der Ziegelbrücke allmälig bis zu 16 Fuss oder nahezu 5 m. Die Gemeinden und privaten Anstösser erschöpften ihre Kräfte in der Syssiphusarbeit der Erstellung immer neuer höherer Dämme, wobei die Seiten- und Hinterwasser keinen Abfluss in die Flussrinne mehr fanden und in Verbindung mit dem immer höher steigenden Grundwasser das Angelände versumpften. Der kritische Zeitpunkt trat ein, als in den Jahren 1762 und 1764, wo die Linth aus dem Hinterlande ungeheure Schuttmassen brachte, auch gleichzeitig der Niederurner- und Biltenerbach mit ihren Geschieben stopften, sodass die Fluten der Linth anstatt aufwärts in den Zürichsee sich rückwärts durch die Weesner Linth nach dem Walensee ergossen. Von da an begann infolge des gehinderten Ablaufes auch der Spiegel dieses Sees sich zu heben, zu Zeiten so stark, dass die Ufer mit ihren Ortschaften unter Wasser kamen und man mit Schiffen in den Strassen von Weesen herumfuhr. An

verschiedenen Orten an Steinplatten angebrachte Zeichen, wie im Mühletal bei Mühlehorn, bei Mols und an der Chorstiege der Klosterkirche in Weesen, sowie eine Angabe, dass beim höchsten Wasserstand in der Stube des sog. kleinen Schwertes, einem noch bestehenden Anbau des jetzigen Hotel Schwert in Weesen, das Wasser durch den Fussboden heraufgedrungen sei, liessen das Niveau festlegen, bis zu welchem sich der Walensee bis im Jahre



Vom Schlössli ob Niederurnen gegen die Versumpfungen am Walenseeausfluss.
Den 9. Mai 1904 nach der Natur gezeichnet von H. C. Escher.

Original im Besitze von Dr. Joach. Mercier in Glarus. Cliché aus der Zeitschr. „Die Schweiz".

1807 gehoben hatte. Dieses Niveau liegt 5,4 m über dem jetzigen mittlern Wasserstand des Sees. Oben an der Treppe des Eingangs zum Schwert zeigt man dem Besucher noch die Ringe, an denen die Schiffe angebunden wurden.

Die verschiedenen Wasserstände des Sees vor und nach der Korrektion sind auf einer in den Felsen eingelassenen Marmorplatte bei der jetzigen Einmündung der Glarnerlinth, sowie in einer monumentalen Wasserstandssäule am Hafen von Weesen der Nachwelt aufgezeichnet.

Man kann sich denken, wie es um die Gesundheit und Behaglichkeit des Wohnens in den Häusern, deren Erdgeschosse jedes Jahr während längerer Zeit und allmälig bleibend unter Wasser

stunden, bestellt war und dass einmal angekränkelte Menschen immer mehr litten und das Kontagium der Krankheit immer heftiger wirkte. Arbeit und Verkehr lagen darnieder; der Bevölkerung bemächtigte sich mehr und mehr dumpfe Verzweiflung. Der ehemals ertragreiche Boden wurde zum stinkenden Morast, das Eigentum an ihm wurde aufgegeben, der alte liebe Besitz verflucht. Aus eigener Kraft konnte sich diese Bevölkerung nicht mehr erheben. Alle drei Elemente, Erde, Wasser und Luft, hatten sich gegen sie verschworen. Aus dem grossen frühern Acker- und Wiesenfeld mit Obstgärten wurde ein Pfuhl des Unheils, ein schönes Stück Schweizerland, um das sich die Väter heiss gestritten, zu einer Wüste, einem Graus, mitten in einer Strasse, auf der Völker verkehrten und weiter und noch immer mehr hätten verkehren sollen. Die Not, das Elend, wo es überhaupt noch schreien konnte, schrie zum Himmel auf. Die alten Berge waren zu Feinden, der Fluss, der einst Leben und Verdienst brachte, zu einem Drachen geworden. Wer mochte da Hilfe bringen, wo die Bergnatur selbst sich vernichten, wo ein Tal und ein Land untergehen wollte?

Der Glarner Pfarrer *Christoph Trümpy* schrieb in seiner Chronik von 1774 nach einer Beschreibung der Zustände am Walensee: „Man hat schon oft von Vorschlägen geredet, die Höhe des Sees zu vermindern und die niedrigen Flächen des Landes aus dem Sumpf zu retten. Ein verständiger Mathematiker soll möglich und tunlich gefunden haben, die Linth dem Walenberg nach in den See zu führen und dann dem See durch die tiefer führende Maag und mehrere Kanäle hinlänglichen Ablauf zu verschaffen. Allein ein solcher Entwurf hat soviel Schwierigkeiten, Bedenklichkeiten und Hindernisse, dass wir ihn für einen Traum ansehen.“ Wer war dieser sachverständige Mathematiker? Sein Name ist vergessen.

Das Übel schritt unterdessen weiter. Jeder, der sich noch etwa wehren konnte oder vor dem letzten Untergang noch wehren *musste*, wie die Gemeinden, arbeitete nur für sich, oft durch die Massnahmen der eigenen Rettung die der Andern schädigend. Wie mochten die Leute damals zur Erkenntnis kommen, dass ein Fluss in seinem ganzen Verlaufe ein einheitliches Wesen ist, dass, was man rechts macht, nach links wirkt und was oben geht, sich unten fühlbar macht, und umgekehrt, dass das Wasserregime eines Landes

ein Ganzes, die Wasserfrage eine Bodenfrage ist? Man wehrte den Streichen des Feindes, aber nicht dem Feinde.

Die Ersten, welche in amtlicher Stellung und aus Bürgerpflicht die Bundesorgane, die eidgenössische Tagsatzung, auf die unglücklichen Zustände im Walenseegebiet aufmerksam machten, waren der Unterwaldner Landammann *Christen* und der bernische Landvogt *Wagner* in Sargans. Es geschah dies im Jahre 1783, 24 Jahre bevor das Rettungswerk begann. Ihre Schilderungen machten Eindruck und die Tagsatzung beauftragte den Berner Ingenieurhauptmann *Lanz,* die Verhältnisse zu untersuchen und Vorschläge zur Abhülfe zu machen.

Lanz machte Aufnahmen von Mollis bis zum Walensee und reichte schon im folgenden Jahre der Tagsatzung vier Vorschläge ein, von denen er den Plan, die Linth in einem neuen Bette direkt dem Walensee zuzuleiten, als den besten bezeichnete, der allein gründliche und dauernde Hilfe bringen werde. Die Kosten der Ableitung der Linth in den Walensee berechnete er zu 89 666 Gulden, wobei er, wie sich bei der Ausführung dann ergab, noch zu niedrig gerechnet hatte. Die Tagsatzung, die ja selber über keine grössern Mittel verfügte, da die Landesverwaltung damals in den Händen der Kantone lag, erschrak füglich ob der verlangten Summe. Wo sie hernehmen? Die Sache blieb zunächst liegen, wobei doch wenigstens ein Trost die gedrückten Gemüter etwas erhellte, dass eine Rettung möglich wäre und doch noch einmal kommen werde.

Da griff im Jahre 1792 ein Aargauer Philantrop ein, *Johann Rudolf Meier* von Aarau, der sog. „Vater Meier", ein Kaufmann und Industrieller, der zu jener Zeit durch die Erstellung einer grossen Karte der gesamten Schweiz aus eigenen Mitteln mit Hilfe zweier Ingenieure gezeigt hatte, wie patriotisch und opferfreudig sein Sinn war. In seiner Eigenschaft als Präsident der „Helvetischen Gesellschaft", zu der sich vaterländisch und gemeinnützig gesinnte Männer aus verschiedenen Kantonen geeinigt hatten, brachte er in eindringlichen Worten die Not der Linthgegend seinen Miteidgenossen zum Bewusstsein. Er selbst brachte Opfer, erliess einen gedruckten Aufruf an die vom Unheil Betroffenen, mit Räten zur Abwehr, und schickte einen „verständigen Arbeiter" an die Linth, mit dem Auftrage, zu untersuchen und zu berechnen, in welcher Zeit und mit welchen Mühen die bei der Ziegelbrücke angehäuften Geschiebebänke

zur Öffnung des Linthbettes zu beseitigen wären. Meier glaubte also noch am alten Linthlaufe selbst helfen zu können. Sein Sachverständiger fand die Sache als zu schwierig oder unausführbar, „weil die Geschiebe im Linthbett durch harten Sandkitt wie eingemauert der Nagelfluh gleichen, auch zu vermuten sei, dass sie in etwelcher Tiefe noch fester als an der Oberfläche stehen". Und doch brachte man später die zusammengebackenen Kiesbänke aus einander.

Im folgenden Jahre 1793 kam die Angelegenheit in der helvetischen Gesellschaft neuerdings zur Sprache und nun entschloss sich der an ihrer Versammlung teilnehmende, damals 26jährige, durch hohen Ernst der Lebensauffassung und durch reiches Wissen wie durch glühende Vaterlandsliebe ausgezeichnete Zürcher *Hans Conrad Escher,* sich der Sache tätig anzunehmen. Nach einer in Begleitung des bernischen Berghauptmanns *Gruner* vorgenommenen Bereisung der Linthgegend und nach gründlicher Untersuchung der Verhältnisse kam er zur Überzeugung, dass nur das Lanz'sche Projekt eine bleibende Heilung bringen könne und dass jede andere Lösung, eher als eine Verbesserung zu bringen, das Übel nur noch verschlimmern könnte. Es stand ihm wohl der gute Erfolg vor Augen, den einst Mönche von Interlaken erreichten, als sie einen gegen ihr auf dem Boden zwischen Thuner- und Brienzersee gelegenes Kloster zu gerichteten Hauptarm der Lütschine abschnitten und den ganzen Fluss nach dem Brienzersee ablaufen liessen oder der, den die Ableitung der Kander in den Thunersee in den Jahren 1711—1714 brachte. In einem Reiseberichte, den Escher als Sekretär der zürcherischen mathematisch-militärischen Gesellschaft verfasste, die 1796 die Herrschaften Sargans, Gams und Sax besuchte, schilderte er den Zustand der Linthgegend, namentlich die Versumpfung am Walensee, in ergreifender Darstellung, wobei er dem oft gehörten Vorwurf entgegentrat, dass die Talbewohner wegen ihrer Schlaffheit und Untätigkeit selbst schuld wären, weil umgekehrt ihre Mattigkeit eine Folge der endemischen Fieber sei. Er hatte auch den Mut, es offen zu sagen, dass der Vorwurf nicht die Unglücklichen treffe, sondern ihre Landesherren, die durch unverzeihliche Sorglosigkeit ihre Untertanen dem Verderben überlassen. Er schaute dabei wohl bis zu oberst hinauf. Den gleichen Gegenstand behandelte er in einer „Schilderung

einiger Bergtäler in der östlichen Schweiz“ in der Zeitschrift Humaniora. Seine Worte wirkten, seine eigene Begeisterung zündete. Auf der letzten Tagsatzung der alten Eidgenossenschaft durfte er selber über das auszuführende Linthunternehmen referieren, wobei seine Anträge allerdings nur ad referendum genommen werden konnten.*)

Die Zeiten waren noch nicht zur Ausführung eines Bundeswerkes des Friedens angetan. War das neue eidgenössische Staatsgebäude als solches selbst noch nicht in sich gefestigt, so mussten auch die politischen Bewegungen, die damals ganz Europa und damit auch unser Land erschütterten, hemmend auf das Leben und die Kraftentfaltung des Volkes wirken. Bis einmal das schwere Fieber im ganzen Körper vorbei war, konnte der Arm nicht arbeiten. Geldschätze, die in guten Zeiten gesammelt worden waren, wurden von fremden Soldaten fortgetragen. Aber unter all' den Stürmen und Erschütterungen, die die Umwandlung der Staatsform in der Zeit der Helvetik und der Mediation mit sich brachte, unter Schrecken und Sorge erlosch *ein* Feuerlein nicht, das der Menschen- und Vaterlandsliebe. Die frische Luft, welche die Revolutionszeit herbeitrug, konnte es nur anfachen. Im Innersten des Volkes war noch alte Schweizertreue und tatkräftiger Opfersinn erhalten geblieben. Es bedurfte nur der harten Schläge, um sie wieder zur Äusserung zu bringen.

Unter der neuen helvetischen Regierung kam das Elend an der Linth und die Dringlichkeit der Hilfe wieder zur Sprache. Der gute Wille war da; aber dem Direktorium fehlte in der Kürze seines Wirkens die Zeit, tätig einzugreifen. Unterdessen wirkten aber zwei Bürger in eifrigster Weise an der Anbahnung des Rettungswerkes: Pfarrer *J. Jakob Zwicky* in Niederurnen, der selbst ein frühes Opfer der grossen Krankheit wurde, unter der Boden und Menschen litten, und der Arzt *Dr. Jos. Anton Zungenbühler* von Walenstadt. Der erstere reichte 1798 dem Statthalter des Kantons Linth zu handen des Direktoriums ein Memorial ein, worin er die Lage der am Rande des Unterganges stehenden Gemeinden schildert. Zungenbühler, der als Arzt einen ebenso tiefen

---

*) Dr. Karl Guggenbühl: Das Linthwerk, Dissertation 1905, Darstellung des Linthwerkes in seinem öffentlich-rechtlichen Charakter.

Einblick in das Elend haben musste, richtete 1799 zwei Klageschriften an das Direktorium und empfahl die Durchführung des Lanz-Escher'schen Planes. Die erste dieser beiden Eingaben war unterstützt durch ein Begleitschreiben des Unterstatthalters von Walenstadt, *Bernold,* des als „Barde von Riva" bekannt gewordenen Dichters, der die frühere Regierung in ihrer Ohnmacht und dem alten Schlendrian für die Nichtrealisierung der aufgestellten Projekte verantwortlich machte. Heute beurteilen wir das Verhalten der ehemaligen Regierungen etwas milder; aber damals mag eine kräftige Sprache und die Erhebung von Vorwürfen zur Erweckung des — nicht erstorben gewesenen — aber noch nicht genügend entwickelten Pflichtgefühles nützlich gewesen sein.

Auf diese Zuschriften hin sandte das Direktorium den Ingenieur *Guisan* an die Linth, der in seinem Berichte ebenfalls die Ableitung der Linth in den Walensee befürwortete. Nun aber durchzogen wieder fremde Heere das Land. Vor dem allgemeinen Landesunglück musste jedes besondere zurücktreten. Erst mit der Mediation, mit ihrem Wiederwachen alter Kraft und dem Aufschwung neuen Lebens, trat die Rettung der Linthgegenden wieder in den Vordergrund des öffentlichen Interesses. Und wenn die Zeiten reif sind, finden sich auch die Männer.

In seinem schönen Gute „Haltli" an der sonnigen Halde ob Mollis wohnte der Ratsherr *Conrad Schindler.* Noch war sein liebes, in den Obstbäumen verstecktes Mollis gesund. Aber der giftige Lindwurm schlich schon nahe heran. Es schnitt ihm ins Herz, wie die Nachbargemeinden litten und untergehen sollten. Jetzt wollte *er* helfen und wirklich helfen. Er beschritt den ordentlichen Instanzenweg. Als Mitglied der Glarner Regierung, die damals durch „Landammann und Rat" verkörpert war, forderte er diese auf, die Aufmerksamkeit der Tagsatzung neuerdings energisch auf die unglücklichen Verhältnisse an der Linth zu wenden. Das besorgte der glarnerische Abgeordnete *Niklaus Heer* getreulich, unterstützt vom Vertreter des neugeschaffenen Kantons St. Gallen, sowie von Zürich, das mit seinem Handels- und Schiffartsverkehr vom Zürichsee nach Walenstadt an den Zuständen im Linthgebiet interessiert war. Nun konnte es vorwärts gehen. Die Tagsatzung ernannte eine Kommission, bestehend aus den Abgeordneten *Usteri* von Zürich, *Heer* von Glarus und *Wattenwyl*

von Bern, die sofort mit Escher in Verbindung trat und sich seinen Plan vorlegen liess, worauf sie noch im gleichen Jahre 1803 der Tagsatzung Bericht erstattete, die Dringlichkeit der Hilfe dartat und als einzig wirksame Massregel die Ableitung der Glarnerlinth in den Walensee bezeichnete. Die nötigen Geldmittel wären aufzubringen durch einen Aufruf an den Gemeinsinn und die Wohltätigkeit des Schweizervolkes, der später, im März 1807, auch erlassen wurde.

Im folgenden Jahre 1804 erhielt der damalige Landammann der Schweiz, von *Wattenwyl* von Bern, von der Tagsatzung den Auftrag, eine Fachkommission zu wählen, die einen technischen Plan ausarbeiten sollte. Diese Kommission, bestehend aus *Hans Conrad Escher* als Präsident, Landstatthalter *Hauser* von Näfels, Ratsherr *Schindler* von Mollis, Architekt *Osterried* von Bern und *Gmür* von Schänis trat anfangs Mai 1804 auf dem Schauplatz der Verheerungen zusammen und machte die noch notwendigen Aufnahmen. Escher erstattete Bericht an die Tagsatzung und legte einen definitiven Plan vor, der daraufhin ging, die Linth durch einen neuen Kanal in den Walensee und aus diesem in den Zürichsee zu führen. Von einer blossen Korrektion des alten Linthlaufes mit Abschneidung der Windungen in der March und im Gaster wurde also abgesehen. Mit der Kostensumme von Fr. 300,000, oder nach heutiger Währung Fr. 440,000, nach jetzigem Geldwert mehr als zwei Millionen, glaubte man dabei auszukommen. Das Geld dachte man durch Ausgabe von 1600 Aktien à Fr. 200 aufzubringen. Als deren Gegenwert sollte das neugewonnene, sowie das herrenlos gewordene oder als herrenlos erklärte Land gelten. Ebenso sollte der Mehrwert der Liegenschaften, die noch nicht ganz wertlos geworden waren, dem Unternehmen zu gute kommen.

Im Sinne dieser Anträge und nachdem auch noch die nächst beteiligten Kantone Glarus, Schwyz und St. Gallen ihr Einverständnis erklärt hatten, erliess die Tagsatzung am 17. Juni 1805 einen bezüglichen Beschluss unter folgender Motivierung: „Die Tagsatzung hält es für eine teure Pflicht der Menschlichkeit, die Rettung der Einwohner jener unglücklichen Gegenden möglichst zu befördern, die seit so vielen Jahren ihre Regierungen flehentlich um Hilfe baten, weil sie offenbar ausser stande sind, sich

selbst aus ihrer trostlosen Lage zu reissen. Sie fühlte lebhaft, dass es selbst in den Angen der Ausländer ein wahrer Schandfleck für ein eidgenössiches Vaterland wäre, wenn eine weit ausgedehnte und vormals fruchtbare Landesgegend in einen grossen Sumpf verwandelt würde, dessen giftige Ausdünstungen sogar für entfernte Kantone je länger je gefährlicher werden mussten. Vollkommen überzeugte sich ferner die Tagsatzung aus den wiederholten Berichten ihrer Kommission von der Ausführbarkeit und ausschliesslichen Zweckmässigkeit derjenigen sorgfältigen Vorschläge, welche nach vorjährigem Abscheidsbeschluss von sachkundigen Personen ausgearbeitet worden sind, wie dem eingerissenen Übel gründlich abgeholfen werden könnte. Da aber einerseits diejenigen Kantone, in deren Gebiet diese Versumpfungen sich befinden, laut ihrer eigenen, offenbar gegründeten Äusserungen unvermögend sind, die Hilfe und Unterstützung allein zu leisten, wozu sie ihre nächste Verpflichtung keineswegs verkennen, und da anderseits nach den Grundsätzen unserer Föderativverfassung die zur Rettung erforderlichen Arbeiten auf keine Weise der gemeinschaftlichen Bundeskasse zur Last fallen können, so musste man auf dienliche Mittel bedacht sein, wodurch nicht blos die Regierungen, sondern das *wohltätige Publikum* in der ganzen Eidgenossenschaft in den Fall gesetzt würde, ein so gemeinnütziges Unternehmen nach besitzenden Kräften zu fördern".

Am 28. Juli des gleichen Jahres wurde von der Tagsatzung der schon im Jahre 1784 vorgelegte Plan von Hauptmann Lanz genehmigt und entsprechend erweitert und die Ausführung des ganzen Werkes nunmehr einer Dreierkommission übertragen, bestehend aus den Herren Escher als Präsident, Ratsherr Schindler und Architekt Osterried. Für Gewinnung des nötigen Aktienkapitals sollten Escher und *Dekan Yth* von Bern einen Aufruf an die schweizerische Nation erlassen.

Noch einmal sollten sich der endlichen Anhandnahme des Rettungswerkes Hemmnisse entgegenstellen. Zur Abwehr von Grenzverletzungen in dem 1805 zwischen Frankreich und Österreich ausgebrochenen Kriege mussten die Schweizermilizen an die Grenze ziehen; der Kriegsschrecken lag in den Gliedern, und im Herbste 1806 hausten böse Überschwemmungen in der Urschweiz und verschüttete ein Bergsturz, der des Rossbergs, ein ganzes

Dorf mit 400 Menschen. Da wusste die schweizerische Wohltätigkeit, wohin sich mit ihrer nächsten Hilfe wenden. Das Linthwerk musste wieder warten. Aber zu lange sollte es nicht mehr gehen. Im Jahre 1807 konnte es in Angriff genommen werden. Der damalige Landammann der Schweiz, *Reinhard* aus Zürich, schritt nunmehr mit aller Kraft zur Ausführung der Beschlüsse der Tagsatzung. Der erlassene Aufruf hatte guten Erfolg; es wurden 2003 Aktien gezeichnet, welche Zahl sich bis 1813 auf 3150 erhöhte. Als technischer Leiter, „Wasserbaumeister", wurde der badische Rheinbauinspektor Hauptmann *Tulla* berufen und eine Schatzungskommission mit Oberst *Stehlin* von Basel als Obmann eingesetzt. Escher übernahm die ganze Rechnungsführung, den Abschluss der Verträge und die Korrespondenz mit den Kantonen und der Tagsatzung. Tulla beschäftigte sich nur in den Jahren 1807 und 1808 mit der Linth, teils direkt, teils durch einen Gehülfen, Ingenieur *Obrecht,* nachdem die notwendigen Nivellemente durch den zürcherischen Schanzenheer *Feer* ausgeführt worden waren, und es fiel dann auch die ganze technische Oberleitung Escher zu, der in kräftigster Weise unterstützt wurde durch den ihm an Gesinnung verwandten Ratsherr Conrad Schindler. Die zwei Männer teilten sich in die Leitung der Arbeiten; Escher leitete hauptsächlich diejenigen am Kanal vom Walensee nach Grynau, Schindler die am Kanal Mollis-Walensee.

Am 8. Mai 1811 abends gab ein letzter Schaufelstich bei Mollis dem Flusse den neuen Lauf. Anfänglich in dünnem Bächlein, aber bald in mächtigem Schwall ergosssen sich die Fluten in das neue Bett; es war, als ob der Boden selbst aufatmete. Hier muss man die Einsicht und Festigkeit der beiden Männer bewundern, die es wagten, die ganze Linth einem schon übervollen See zuzuführen. Sie mussten darüber manches hören; aber es ist ein Zeichen des unbegrenzten Zutrauens in ihre Umsicht und Tatkraft, dass man sie gewähren liess. Der Erfolg gab ihnen auch recht.

Am 17. April 1816 wurde auch der Maag-Linthkanal eröffnet. Das grosse Werk war in der Hauptsache getan und geraten. Seine Kosten hatten sich auf die Summe von 850,000 Fr. belaufen, nach heutigem Geldwert ca. 4 1/2 Millionen. 800 Jucharten Land wurden völlig trocken gelegt, 20,000 Jucharten verbessert und der

Kultur zurückgewonnen. Die endemischen Krankheiten verschwanden im ganzen Tale. — Die grosse Krankheit an Land und Volk war gehoben. Gehoben auch der Bürgersinn. *Ein* Gedanke hatte das Volk erfüllt und gekräftigt; neues Vertrauen war erwacht, wie eine Sonne über grauem Nebel. Zerrissen war das Land. Unter den Stürmen, die über das kleine Staatswesen von 24 lose verbundenen Republiken weggingen, die in ganz Europa Umwälzungen brachten, hätte es in der Selbstsucht der Einzelnen zerfallen oder eine Beute anderer werden sollen. Und die Bergnatur des eigenen Landes hatte mitgeholfen, die Schäden noch zu vergrössern, das Elend zu vermehren, dass schliesslich auch der einzelne Bürger nur noch an seine eigene Erhaltung hätte denken mögen. —

Die Prüfung war hart; das Volk hat sie überstanden. Tief in seiner Seele schlummerte noch gut eidgenössischer Sinn. Wie die Berge in sich gebunden sind durch festes Gestein und die Bäche zusammenlaufen zu Flüssen, so waren die Herzen der Schweizer geschlossen geblieben durch alle Stürme der Zeit und es hat nur des Unglückes bedurft, um die Festigkeit des Bandes erkennen zu lassen. Solche Zeiten gebären grosse Männer, wenn der Saft noch im Volke steckt. Escher war ein solcher Mann. Mit seiner grossen Seele war er in eine schwere Zeit gestellt, die ihn sich auswirken liess. An ihm erhoben sich seine Mitbürger, an seinem ihr eigener Schweizersinn. Man focht in jenen Zeiten noch mit Flinte und Morgenstern am Grossacherli und Grauholz und bei Wollerau um die Freiheit des Landes, um den heimatlichen Boden, gegen Menschen. Escher führte seine Scharen mit Hacke und Schaufel gegen die feindlichen Kräfte der Natur und aus dieser Natur heraus, die er ihrer eigenen Heilkraft erkannte, besiegte er sie. So erging es mit dem Volke; es überwand die Schäden an seiner Seele und seinem Leib aus seiner eigenen Urkraft, wozu es geleitet war durch seinen grossen Mitbürger. Das Linthwerk war nicht nur ein technisches und wirtschaftliches Werk, zur Austrocknung von Sümpfen und Wiedererweckung alten Verkehrs; es war eine patriotisch-politische, eine ethische Tat, die dem Volksgemüte Gesundung und der Volkskraft Förderung brachte.

Ein neuer Sonnentag war aufgegangen über dem vom Unglück geschlagenen Lande. Der Vollbringer des guten Werkes stund

als ein Held da. Hatte ihn der erhaltene Auftrag geehrt, hatte ihm die Tat Ruhm gebracht, seinen Lohn fand er in seinem eigenen Herzen. *Sein* Opfer war die Hauptkraft seines Lebens und seine Gesundheit gewesen. Er starb am 9. März 1823, noch nicht ganz 56 Jahre alt. Jetzt konnte man ihn auch äusserlich ehren. Am 12. Juni 1823 beschloss der Rat von Zürich, dem Verewigten und seinen männlichen Nachkommen den ehrenden Namen „von der Linth“ beizulegen. Diesem Beschlusse hatten auch die Stände Schwyz, St. Gallen und Glarus zugestimmt und am 14. des gleichen Monats die in Bern versammelte Tagsatzung. Es wurde auch beschlossen, den Gliedern der Familie „Hans Conrad Escher von der Linth“ 7 Denkmünzen in Gold mit entsprechender Widmung zu überreichen und ihm selbst am Biberlikopf ein Denkmal zu errichten, wofür die für jene Zeit aussergewöhnlich hohe Summe von 16,000 Schweizerfranken bestimmt wurde. In der Ausführung blieb das Denkmal dann freilich einfacher — es brauchte zu dem grossen sichtbar in den Boden des Landes und in die Herzen des Volkes geschriebenen Zeichen keiner aufragenden Säule mehr. Das Werk kündet den Ruhm seines Schöpfers und lässt den Dank nicht vergessen. Wer noch heute in die Linthgegend kommt, und Escher heisst, wird gefragt, ob er in seiner Abstammung verwandt sei mit dem „Linthescher“.

Die glarnerische Gemeinde Bilten hatte Escher im Jahre 1816 zu ihrem Ehrenbürger ernannt; sie freut sich heute noch, dass sie auch seinen vortrefflichen Sohn Arnold zu ihren Bürgern hatte zählen können. Der Kanal von Mollis bis zum Walensee erhielt den Namen „Escherkanal“. Eschers Freund und Mitarbeiter, seine „rechte Hand“, Conrad Schindler, ehrte ihn durch eine Inschrift an einem Gebäude einer ihm gehörenden Liegenschaft an der Biäsche: „Die ganze Gegend war Sumpf. Hier fuhren beladene Schiffe der Strasse entlang. Der Jammer war gross und jedes Jahr grösser. Da sah der erbarmende Vater von seinem Himmel herab auf tausende trauernder Kinder und sprach: Es werde trocken. Ich habe mein Werkzeug gewählt. — Es ist trocken. Danket Menschen, dem rettenden Gotte, danket dem Werkzeug; auch der Name sei Dank: Das Gütchen heisse die Eschers-Au.“

Escher hatte sich nicht damit begnügt, nur das rettende Werk zu bauen. Aus dem geretteten Boden sollte jetzt ein Segen er-

spriessen; er sollte neu von Menschen bearbeitet und bewohnt — kolonisiert — werden. Wie der Boden, so sollten die Menschen umgewandelt werden. Man hatte jetzt viel Boden gewonnen, der urbarisiert werden musste. Das gab Arbeit und in der Arbeit sollten die Kräfte sich wieder heben.*) Man gedachte in der Gegend der Biäsche bei Weesen eine grössere Siedelung zu gründen, wobei sich die verarmten, um Heim und Verdienst gekommenen Bürger ihren Wohn- und Ernährungsboden selbst erschaffen konnten. Dazu waren sie aber durch das durch zwei Generationen herrschende Elend zu entkräftet, leiblich und seelisch; sie verstunden auch zu wenig vom Kolonisieren. Die Versuche schlugen fehl und der Gedanke der Neusiedelungen musste in seiner ersten Form aufgegeben werden. Aber der armen Jugend, den vielen Waisen und sonst armen Knaben des Landes wollte man helfen. Da floss auch ein Strom Pestalozzischen Geistes in die Herzen. Am 17. Oktober 1816 gründeten 22 Glarner und Glarnerinnen eine *evangelische Hülfsgesellschaft* behufs Stiftung einer Armenschule und zeichneten zu diesem Zwecke schon in der ersten Sitzung 16,000 alte Schweizerfranken. Bald waren es, nach einer Sammlung im Glarnerland herum 70,000 Fr. Aber auch aus der übrigen Schweiz kam Hilfe, namentlich aus den Städten Basel (30,500 Fr.), Winterthur und Zürich, selbst aus dem Auslande, so z. B. aus Russland (43,000 Fr.), wo der Kaiser Alexander mit einer grossen Gabe vorangegangen war. Nach dem Muster der ersten, von Fellenberg in Hofwil bei Bern errichteten Armenschule, wurde auf dem bei der Ziegelbrücke der Linth abgerungenen Boden eine Erziehungsanstalt, die sog. „Linthkolonie“ gegründet, der man den Namen „Eschersheim“ gab. Eine Zweiganstalt dieser so segensreich wirkenden Stiftung gliederte sich im Jahre 1850 in Bilten drüben an. Das sind auch Escherdenkmäler.

Ist das Linthwerk heute fertig? Es wird nie fertig werden. Fortzeugend muss es gutes stets gebären. Die in das Werk ge-

---

*) In einem von Landmajor *Cosmus Heer* und Pfarrer *J. C. Heer* verfassten Rettungsentwurf und Aufruf hiess es: „Auf diesem, von den Eidgenossen geretteten Lande soll, nach unserer Hoffnung, als auf einer durch schweizerischen Gemeingeist geheiligten Stätte, eine Kolonie aus tiefem Elend und grenzenloser Verwilderung geretteter Menschen zu einem bessern Geschlechte aufblühen und der aus öden Sümpfen emporsteigende Boden soll dazu dienen, noch eine zweite, moralische Entsumpfung herbeizuführen.

legten Keime waren zu fruchtbar; aus ihnen mussten und müssen jetzt noch reichere Früchte erwachsen.

Schon technisch war ja das Linthwerk im Jahre 1816 in allen seinen Teilen noch nicht vollendet. Nur das grosse Gerippe war erstellt. Der „Escherkanal“ musste in den immer mehr sich zurückziehenden Walensee hinaus verlängert werden, ebenso der Linthkanal von Grynau abwärts bis in den Zürichsee. Namentlich aber waren die Hinterwasser nun auch noch zu reglieren und ihnen neben dem Hauptkanal, in den sie sich wegen der hohen Dämme nicht ergiessen konnten, Abfluss zu verschaffen. Zur Leitung dieser Arbeiten und zur Verwaltung des ganzen Linthwesens wurde eine ständige Kommission, die sog. „Linthpolizeikommission“ eingesetzt, die aus je einem Vertreter des Bundes und der Kantone Schwyz, Glarus, St. Gallen und Zürich bestand und der ein „Linthingenieur“ beigegeben war. Als erster Linthingenieur wirkte vom Jahre 1827—1863 der Bündner Oberst *Lanica,* der um das ganze Schweizerland so hoch verdiente Wasserbau- und Verkehrsingenieur. Ihm wurde 1844 der Glarner *Gottlieb Heinrich Legler* als Adjunkt zugeteilt, der ihm dann im Jahre 1863 im Amte folgte und es mit treuer Hingabe besorgte bis zu seinem 1895 erfolgten Tode.

Viel Arbeit wurde in den Zeiten Lanica's und Legler's und auch seither noch geleistet. Ein solches Werk muss unterhalten werden. Wie der Fluss lebendig ist, so bleibt auch es lebendig. Es muss beständig fortgeführt werden, weil es in seinen Wirkungen nicht aufhört. An und für sich technisch fertig ist es erst in diesem Jahre 1911 geworden, wobei es noch jährlich mit einem Budget von rund 80,000 Fr. gearbeitet hat.

Mit dem Linthwerk hat man nicht nur an den Fluss gerührt, sondern auch in den Boden gegriffen. Es zeigte bald seine Wirkung. Man hatte zunächst wohl unten geholfen, wo Abhülfe am meisten Not tat, indem man das Geschiebe, das die Linth bis Mollis fördern konnte, dem Walensee zuführte. Aber da verstopfte sich der Kanal allmählig mit dem vielen Kies und Sand. Jetzt galt es dafür zu sorgen, dass die *Geschiebezufuhr* sich verringerte. In der Besorgnis, dass durch Versandung des Linthbettes neue Verheerungen des Glarnerunterlandes eintreten könnten, berief die glarnerische Regierung den k. k. österreichischen Landesingenieur

Duile aus Innsbruck zur Untersuchung der Verhältnisse und zur Einreichung von Vorschlägen zur Abhülfe. Duile, der das Land mit dem damaligen glarnerischen Straßeninspektor Oberst Schindler bereiste, reichte am 4. Juni 1841 Bericht und Anträge ein, die im wesentlichen dahin gingen, durch sorgfältige Ableitung der Regen- und Schneewasser in den obersten Gebieten (Hinderung ihrer Konzentration), durch den Kampf gegen die Verwundung der natürlichen Grasdecke durch Abholzen und Abreisten und durch möglichste Hintanhaltung der Muhrgänge — mit konsequenter Ausdauer — die ungeheuren Geschiebmassen im Gebirge selbst festzuhalten. Namentlich aber empfahl er auch Aufforstung und eine Forstaufsicht, „bis die Baumpflanzungen dem Ziegenvieh aus dem Maule gewachsen sind", und gab Anleitung zum Bau von sogenannten Talsperren, Überfallwehren oder „Klausen", wie er sie nannte, um die Vertiefung der Runsgraben zu verhindern. Er meinte, man solle keinen Tag ablaufen lassen, ohne gutes zu wirken, kein Jahr, ohne mehrere Runsen zu verbauen, damit das Land allmählig von dieser Plage befreit werde.

Die Glarner folgten seinen Räten; in Richter *Jenny* von Niederurnen und Tagwenvogt *Zwicky* von Mollis fand er gelehrige Schüler und der Kanton Glarus hat denn auch den Ruhm, in der Schweiz die ersten Wildbachverbauungen durchgeführt zu haben. In *Conrad Arnold Schindler* von Mollis, dem Grossneffen des trefflichen Ratsherrn Schindler, hat er auch heute einen Reformer des Wasserbaues.

So wirkte die Linthkorrektion weiter, von ihrem Stamme durch die Äste bis in die Zweige hinaus, von ihrem breiten und tiefen Bette bis in die kleinen Rinnsale an den Hängen. Wir erkennen immer mehr, dass die Gewässer nicht ein Ding für sich sind, dass ihre Gestaltung in engster Verbindung mit den Verhältnissen des Bodens steht und daß die Wasserbaufrage im letzten Grunde eine topographische ist. So sollten sich auch die Arbeiten und Befugnisse der noch bestehenden Linthkommission nicht beschränken auf das bisherige oder gar verringern, sondern im Gegenteil ausdehnen und vermehren. Sie sollte zu einer leitenden und überwachenden Kommission nicht blos der Linth und ihrer Hintergraben werden, sondern des ganzen Linth*gebietes* mit Fluss und Bach, Tal und Berg. Und nicht blos die Linth sollte ihren „Vogt"

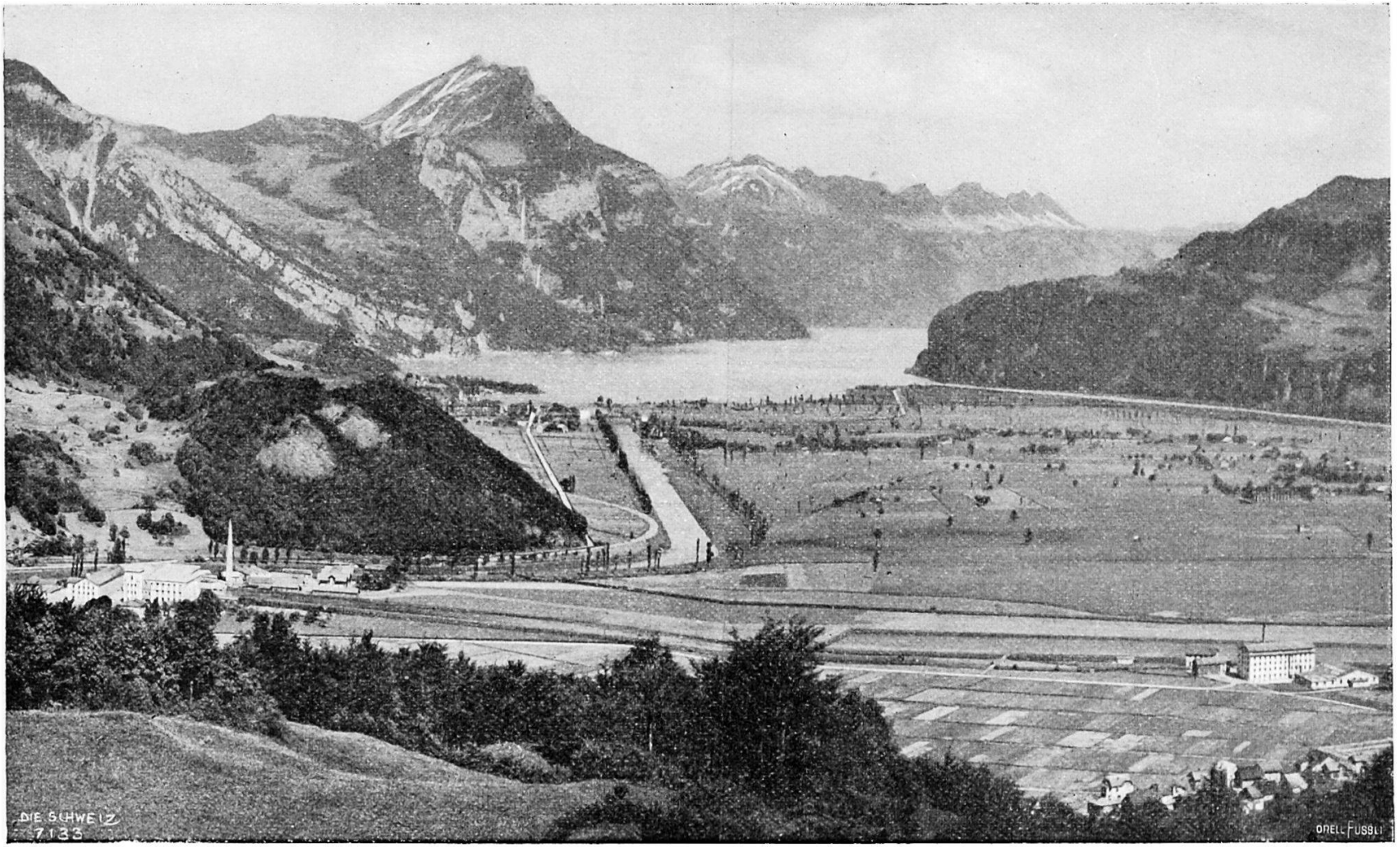
und Vater haben, sondern jeder Bach und jede Runs und der Vogt sollte nicht blos Aufseher und Verbauer, sondern Beobachter und Freund des Baches und seiner Schutzwerke sein, ein Kamerad. Persönlich muss man sich attachieren an die Gewässer, die ja auch lebende Organismen sind, die auch ihre Physiologie haben und mit einem Stück Escher'schen Geistes und Gemütes soll man an ihren Rinnsalen stehen und sie lieben, sich freuen, wo sie naturgesund ablaufen und wirken und ihnen helfen, wo sie schädigen wollen oder müssen. Auch die Gewässer wollen ja, wie alles in der Natur, im. Prinzipe gutes tun und sie darin nicht nur zu hindern, sondern vielmehr zu fördern, ist unsere Pflicht.

Wir sehen im Geiste den Vater Escher, wie er am Ufer des Flusses sinnt und fühlt, des Flusses, der so bös und fluchbringend war, den er bekehrt, von einem wilden ungeberdigen Sohn zu einem gesitteten Mann und sorgenden Vater gemacht hat, der den Willen des gutmeinenden Menschen gehorcht und sich von ihm leiten lässt zur Arbeit und zum Segen für das Land. Wenn man die mächtigen blauen Fluten der Linth eilend, aber ruhig dahinfliessen sieht, in geregeltem Laufe dem Ziele zu, so möchte man meinen, Eschers fester und klarer Geist fliesse mit ihnen und es sei von diesem Geiste noch ein Teil im Flusse gebannt, der noch der Erlösung harrt.

Über die Linth ging einmal der Handelsverkehr. Botenschiffe, Lastkähne, Flösse belebten sie. Da kamen die Eisenbahnen, zuerst an einem Ufer, dann auch am andern. Sie nahmen der alten Schiffahrt das Leben. Aber diese muss wiedererstehen. Glatte Schiffe im flüssigen Wasser bringen besser Lasten fort, als glatte Räder auf harten Schienen. Mag auch der Fluss des Wassers das Aufwärtsfahren erschweren, so braucht man nur diesen Fluss zu reglieren, wobei man seine Kraft noch einspannen kann, damit sie ganz so wirke, wie sie wirken könnte nach ihrer Natur. Für Lastenbewegungen sind die Gewässer die richtigen Strassen, da man nicht schwer gegen hart und geneigt, sondern schwer gegen weich und eben zu richten hat.

Die durch einen schiffbaren, von Hindernissen, wie die Felsschwelle an der untern Windeck, befreiten Linthkanal verbundenen Seen von Zürich und Walenstadt stellen eine freie Strasse von 70 Kilometern Länge dar. Wird das der so gewaltig sich entwickelnde

Leistkamm - Churfirsten Alvierkette Kerenzerberg



Ziegelbrücke Biberlikopf Weesen Linthkanal Escherkanal Niederurnen

Aussicht vom Schlössli bei Niederurnen zur Jetztzeit.

Phot. Schönwetter-Elmer, Glarus. Cliché der Zeitschrift: „Die Schweiz".

v. Mollis

n. Schänis

Verkehr, der unser Lebenselement ist, dulden, dass eine so wichtige Strassenstrecke des Landes, das das grosse Verkehrs-Tor Mitteleuropas bildet, auf die Länge leer bleiben wird?

Wo die Natur Wege und Pforten geöffnet hat, da wird der Verkehr auch durchfliessen, wenn schon zeitweise Verschiebungen eintreten. Was war, aus Naturgründen war, kommt wieder. So wird auch die Wasserstrasse über Weesen wieder aufleben; sie kann es, weil Escher vor hundert Jahren die Sperre gehoben hat und es wird nicht mehr neue hundert Jahre gehen, bis die Öffnung ganz frei ist. Wir sehen das erste Dampfschiff, den „Linthescher" in den Hafen von Weesen einfahren und den, der ihm den Namen gegeben, vom Biberlikopf ihm zufrieden zuwinken.

An jenem noch sperrenden Riff unterhalb der Ziegelbrücke hängt vieles. Wird es beseitigt, und seine Tage werden gezählt sein, so vertieft sich die Flussohle bis zum Walensee und senkt sich gleichzeitig der See, wenn nicht durch Schwelleinrichtungen dagegen gewirkt wird. Das ruft einer Regulierung der Wasserstände am Walensee, und damit einem Werke, das nicht nur an diesem See, sondern an allen Schweizerseen vorgenommen werden muss, wollen wir nicht nur im Linthgebiet, sondern im Gebiete aller unserer Schweizerflüsse eine nützliche und segensreiche Tat vollbringen — als Aufgabe *dieses* Jahrhunderts!

So reiht sich Arbeit an Arbeit, Werk an Werk. Wer an etwas Lebendiges greift, der soll sich dessen bewusst sein, dass es in diesem einen Kreislauf gibt, dass eine Ursache Wirkung hat, eine Wirkung Ursache. Und wer gross in ein grosses Wirken greift, dessen Schaffen wird entsprechend fruchtbar und nie ausgeschöpft sein. Arbeiten wir, die Schüler und Verehrer Eschers, dass sein Werk baulich und verkehrspolitisch immer noch weiter ausgeführt und vollendet werde. Erst dann haben wir ihm unsern vollen Dank abgestattet und ihn so ganz verstanden, wie er selbst gewünscht hatte, dass man ihn verstehen möchte.

Was war die Linth von damals? Noch ein unerkanntes gefürchtetes Wesen; wohl vielfach ein Helfer in der Industrie, aber meist ein Feind des Landbaues und der Siedelung. Gegen ihre Schädigungen kämpften die Einzelnen, schwach und unverständig. Was ist sie heute? Der Segen des Landes, die nährende Ader, der gemeinsame Strang, der allen Kraft gibt, der aber auch gemeinsam

behütet werden will und der so, selbst fliessend und trennend, die Anwohner zusammenbindet und, gerade durch die Sorge um seine Behütung, den Bürgersinn festigt, ein Freund, der Grüsse von Berg und Tal, vom Gebirge in's Land hinaus bringt, der aber auch die mahnende Stimme erhebt: Haltet zusammen! Und nicht nur für sich heischt die Linth ihre Pflege, auch für alle ihre Zuflüsse bis hinauf in die Wälder und Weiden und an die kahlen Felsen, und für alle ihre Schwestergewässer in Helvetien.

Was mag in all' den Notizen gestanden haben, die Escher, etwa auf einem Stein oder Schubkarren sitzend, in seine Tagebücher eingetragen hat? Sie sind nicht mehr vorhanden. Man hat sie in die Papierstampfe gegeben. So müssen wir uns an das halten, was er in den Berichten niedergeschrieben hat, die uns im offiziellen *Linthnotizenblatt* erhalten sind, vor allem aber an das, was er durch die Hacke seiner Arbeiter in den Boden des Linthtales schreiben liess. Es war viel. Heute gibt es keine verschiedenen Anschauungen über Eschers Wollen und Fühlen mehr. Sein Wesen messen wir an seinen Taten und seine Taten an ihren Folgen, die dem Lande ein Segen waren. —

Lassen Sie bei dieser Gedenkfeier in unserer Gesellschaft einen bescheidenen Glarner, der auch Zürcher ist, den grossen Zürcher, der Glarnerbürger war, anrufen als den, der einst mit seiner Tat geholfen hat, dass er mit seinem Geiste und seinem Edelsinn noch weiter helfen möge zu neuen Werken und neuen Entwicklungen, zu Nutz und Frommen unserer lieben Heimat.

Möge, wie einst der Jammerschrei aus der Linthgegend nach Zürich gedrungen und der Feuerschein des Brandes von Glarus am Glärnisch in die Lande hinaus, bis über den Rhein gezündet, Zürcher Treue und eidgenössische Bruderliebe hinaufleuchten und wirken in die Berge, für und für, wie zu den Tagen, da der grosse Träger des Staatsgedankens und der Menschenliebe seinen leidenden Mitbürgern Hülfe brachte, eine Hülfe, die aus unerschöpflichem Herzen geboren, auch unausschöpflich ist!

Wie ein grosser Berg gewaltiger wird, je höher oder ferner wir uns selbst zu ihm stellen, so erscheint auch Hans Conrad Escher immer grösser, je mehr wir mit der Zeit sein Wesen und sein Werk überschauen, überblicken aus den grossen Raummaassen der Geographie und den Zeitmaassen der Geschichte. Und grösser

wird dabei unser Stolz, das Gefühl unseres Glückes, solchen Mann gehabt zu haben. Dank ihm und Ehre seinem Andenken, wie dem all' seiner getreuen Mitarbeiter und Helfer, solange eine Schweiz besteht. Uns allen, unserer Jugend sei er ein Vorbild!

* * *

Im Anschluss an den Vortrag in der Hauptversammlung vom 17. Mai fand am darauffolgenden Sonntag eine Exkursion der geographisch-ethnographischen Gesellschaft in die Linthgegend statt. Am Schlachtdenkmal von Näfels und an der Letzimauer, den Zeugen des Ringens nach Freiheit und Schutz, im „Freulerpalast", dem Denkmal künstlerischer Bauweise, des alten Bürgerglanzes und neuen Bürgergeistes, auf der Linthbrücke bei Mollis, auf den Höhen der Kerenzerbergstrasse, an der Gedenktafel im „Süstli", am lieblichen Gestade von Weesen und am Biberlikopf rollten sich in reicher Fülle Bilder der Natur und des Menschenlebens vor den Blicken auf.

Eine segnende Hand war über diesen Gefilden ausgestreckt gewesen. Ein Werkzeug des schützenden und rettenden Geistes war *Escher*. Zu der Gedenkplatte bei der Ziegelbrücke, als einem Denkmal der Friedensarbeit, sollten unsere vaterländischen Schulen und Vereine wallfahren. Hier legte auch die geographisch-ethnographische Gesellschaft einen Kranz nieder.

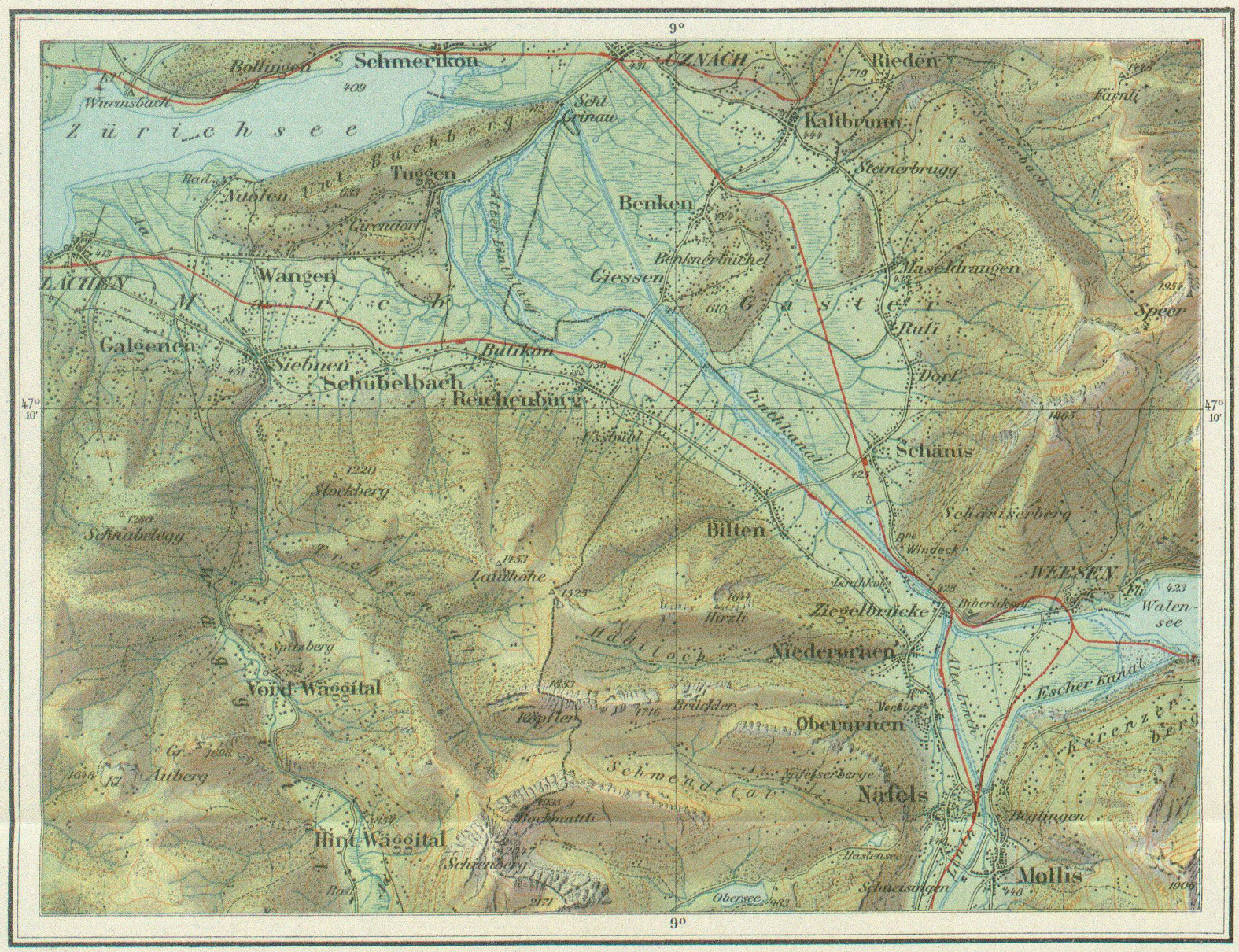
Die Inschrift auf der Denkplatte lautet:

Jo. Conrado Eschero Lindemagico, paludibis siccatis,
de patria bene merito ob civis servatos honoris et virtutis causa
populus helveticus et conventus decreto posuit.

MDCCCXXXII

Dem Wohltäter dieser Gegend
Johann Conrad Escher von der Linth,
geb. den 24. August 1767, gest. den 9. März 1823,
Die eidgenössische Tagsatzung.
Ihm danken die Bewohner Gesundheit,
Der Fluss den geordneten Lauf,
Natur und Vaterland hoben sein Gemüt,
Eidgenossen!
Euch sei er ein Vorbild.

UEBERSICHTSKARTE DER LINTHKORREKTION



Ausschnitt aus dem Schweiz. Schulatlas
Mit Bewilligung des Verlegers

Maßstab 1 : 125 000

1000m 0 1 2 3 4 5km.

Leere Seite
Blank page
Page vide